

ROBERT LOUIS STEVENSON

Die Schatzinsel



»Fünfzehn Mann auf dem Totenschrein – Jo-ho-ho und eine Flasche Rum.« Robert Louis Stevensons *Schatzinsel* zählt zweifellos zu den größten Klassikern der Abenteuerliteratur. Die Idee zu dem Roman kam dem Autor, als er während eines Urlaubs eine Karte zeichnete. Drei Tage später hatte er bereits die ersten drei Kapitel geschrieben. Im Gasthaus »Zum Admiral Benbow« beginnt das Geschehen, das nach vielen Kämpfen und Verwicklungen mit der Entdeckung des Schatzverstecks endet – auf eine Weise allerdings, mit der niemand gerechnet hätte, am wenigsten der heimtückische Long John Silver. Ulrich Bossier hat der packenden Geschichte mit seiner Übersetzung neue Frische und Lebendigkeit verliehen.

Robert Louis Stevenson

Die Schatzinsel

Aus dem Englischen übersetzt von
Ulrich Bossier

Nachwort von Burkhard Niederhoff

RECLAM 

An den unentschlossenen Käufer

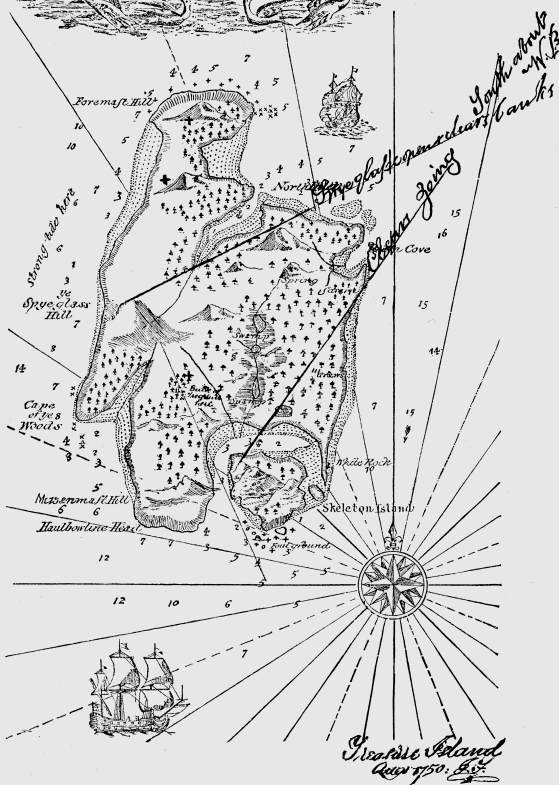
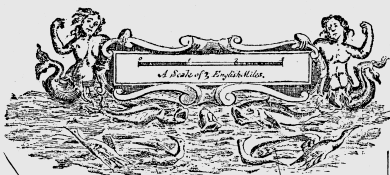
Wenn Seemannsgarn, erzählt zu Seemannsweisen,
Von Schiffen, Inseln, Winden rauh und hart,
Vergrabnem Gold, das lockt zu weiten Reisen,
Von Ausgesetzten und von Kaperfahrt –
Romantik eben, ganz nach alter Art,
Wie sie in früher Zeit mich hat bezwungen:
Wenn derlei auch noch in der Gegenwart
Euch kann betörn, ihr aufgeweckten Jungen,

Dann ist das Buch für euch! Lest! – Oder nein?
Seid gar zu abgeklärt ihr heutigen Knaben?
Kein Kingston reizt euch mehr, kein Ballantyne?
Und über Cooper fühlt ihr euch erhaben?
Ja dann – sei's drum. Schern euch nicht ihre Gaben
Und all die Helden, die sie einstersonnen,
Soll man, wo sie schon sind, auch mich begraben
Mitsamt all den Korsarn, die ich ersponnen.

Lloyd Osbourne,

dem amerikanischen Gentleman,
nach dessen traditionskundigem Geschmack
die folgende Erzählung gestaltet wurde,
zum Dank für viele angenehme Stunden
mit den herzlichsten Wünschen
gewidmet

von seinem ihm zutiefst verbundenen Freund,
dem Verfasser



Great Island
 Aug 1750. E. B.

From Lubove J. E. M. W. Bones Master of the *Walrus*
 Sawn on this twenty July 1754 N. B.

A copy of a Chart; latitude and
 Longitude stuck out by A. Handcock

TEIL I

Der alte Freibeuter

Kapitel 1

Der alte Seebär im *Admiral Benbow*

Squire Trelawney, Doktor Livesey und die anderen Gentlemen, die an unserem Abenteuer teilnahmen, haben mich gebeten, die Ereignisse um die Schatzinsel niederzuschreiben, und zwar ganz, von Anfang bis Ende, in allen Einzelheiten; lediglich die genaue Lage der Insel soll ich verschweigen, und auch dies nur, weil dort noch ungehobene Schätze liegen. So ergreife ich denn im Jahre des Heils 17— die Feder und lenke meine Gedanken zurück zu jener Zeit, da mein Vater die Schenke *Zum Admiral Benbow* führte, und zu jenem Tag, da der braunhäutige Seemann mit der Säbelnarbe unter unserem Dach Quartier bezog.

Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie er sich mühsam zur Gasthaustür hereinschleppte, hinter sich eine Seemannskiste auf einer Schubkarre: ein hochgewachsener Kerl, stark und schwer, das Gesicht nussbraun, quer über einer Wange die schmutzigweiß verschorfte Spur eines Säbelhiebs; die Hände rissig und voller Narben, die Fingernägel schwarz und abgebrochen; ein teeriger Matrosenzopf baumelte ihm auf die Schultern seines fleckigen blauen Rocks. Ich erinnere mich noch genau, wie er forschend über die Bucht blickte; dabei piffte er erst leise vor sich hin, dann brach er in ein altes Seemannslied aus – wir sollten es später noch oft von ihm hören:

»Fünfzehn Mann auf dem Totenschrein –
Jo-ho-ho, und 'ne Buddel voll Rum.«

Eine hohe, zittrige Stimme war dies, zweifellos vom vielen Singen am Gangspill verschlissen und im Alter brüchig und rauh geworden. Mit dem Stock, auf den er sich stützte und der stark einer Handspake glich, klopfte er an die Tür. Kaum erschien mein Vater, verlangte er barsch ein Glas Rum. Es wurde ihm gebracht, und er trank es langsam, wie ein Kenner, den Geschmack auskostend. Währenddessen blickte er immer wieder zu den Klippen hin und auf unser Wirtshausschild.

»Ist ja 'ne gemütliche Bucht«, sagte er schließlich, »und der Grogladen, wirklich hübsch gelegen. Viel Betrieb, Kamerad?«

Nein, antwortete ihm mein Vater, viel zu wenig, leider.

»Umso besser«, meinte er, »dann ist das hier der richtige Ankerplatz für mich. He, Jungchen«, rief er dem Mann zu, der die Karre schob, »komm längsseits und bring meine Kiste an Bord. Ich bleib hier mal 'ne Weile«, fuhr er fort, zu uns gewandt. »Bin kein schwieriger Kostgänger. Rum, Speck und Eier, und von der Klippe da oben nach den Schiffen Ausguck halten, mehr will ich gar nicht. – Mein Name? Ach, nennt mich einfach Käpt'n. – Sonst noch was? Ja, ja, kapiert schon. Da!« Und er warf drei, vier Goldstücke auf die Schwelle. »Wenn ich die verbraucht hab, sagt ihr Bescheid«, brummte er, stets mit dem Gebaren eines grimmi-gen Befehlshabers.

Tatsächlich wirkte er trotz seiner schäbigen Kleidung und seiner ungehobelten Redeweise keineswegs wie jemand, der sein Seefahrerleben vor dem Mast zugebracht hatte, sondern eher wie ein Maat oder gar Kommandant – jedenfalls wie einer, der ge-

wohnt war, dass man ihm gehorchte, und der dreinschlug, wenn dies nicht geschah. Der Mann mit dem Karren erzählte uns, der Fremde sei gestern morgen vor dem *Royal George* aus der Postkutsche gestiegen und habe sich gleich nach den Wirtshäusern längs der Küste erkundigt. Schließlich habe er sich für unseres entschieden – wegen seines allgemein guten Rufs, nehme ich an, und gewiss wegen seiner einsamen Lage. Mehr bekamen wir über unseren neuen Gast nicht heraus.

Und er selbst pflegte nicht viel zu reden. Tags nahm er stets sein Messingfernrohr und streifte den Strand entlang oder über die Klippen; abends saß er stets in einer Ecke der Gaststube nahe beim Kamin und trank seinen steifen Grog. Sprach man ihn an, sagte er meist gar nichts, sondern blickte nur kurz auf und schnaubte wütend durch die Nase, dass es klang wie ein Nebelhorn. Wir und die Leute, die unser Haus besuchten, merkten bald, dass man ihn wohl besser zufrieden ließ. Jeden Tag, wenn er von seinem Gang zurückkehrte, erkundigte er sich, ob nicht vielleicht Seeleute vorbeigekommen seien. Zunächst dachten wir, er frage dies, weil er gern seinesgleichen um sich gehabt hätte; später begriffen wir jedoch, dass er einer solchen Begegnung gerade ausweichen wollte. Wenn tatsächlich einmal ein Seemann im *Admiral Benbow* einkehrte – und das geschah dann und wann, schließlich lagen wir an der Küstenstraße nach Bristol –, betrachtete er ihn immer erst eine Weile durch den Türvorhang, bevor er die Gaststube betrat, und man konnte sicher sein, dass er mucksmäuschenstill blieb, solange der Fremde dort verweilte. Mir zumindest erschien sein Verhalten durchaus nicht rätselhaft – kein Wunder, war ich doch gewissermaßen ein Profiteur seiner Besorgnis. Er hatte mich eines Tages beiseite genommen und mir

ein Geschäft vorgeschlagen. Ich solle in unserer Gegend »scharf Ausguck halten« nach einer bestimmten Person, und zwar »'nem Seemann, dem ein Bein fehlt.« Wenn so einer auftauche, müsse ich ihm gleich Bescheid sagen. Ein kleiner Dienst, für den er mich aber, versprochen, jeden Monatsersten mit einem silbernen Vierpennystück entlohnen werde. Freilich zahlte er längst nicht immer pünktlich; wenn ich ihn dann mahnte, schnaubte er mich nur an und warf mir einen drohenden Starrblick zu, der mich verstummen ließ. Doch noch bevor die Woche zu Ende war, besann er sich eines Besseren, gab mir mein Vierpennystück und wiederholte seinen Auftrag: immer scharf Ausguck halten nach dem »Seemann mit einem Bein«.

Es lässt sich denken, wie dieser unheimliche Geselle mich in meinem Schlaf heimsuchte. In stürmischen Nächten, wenn der Wind das Haus durchrüttelte und die Brandung brausend gegen den Strand schlug und die Klippen hochjagte, sah ich ihn in tausenderlei Gestalt und mit tausenderlei teuflischen Fratzen. Bald fehlte ihm das Bein bis zum Knie, bald bis zur Hüfte, bald erschien er mir als ein monströses Missgebilde, das überhaupt nur ein Bein hatte, allerdings in der Mitte des Unterleibs. In meinen schlimmsten Alpträumen rannte und sprang dieses Wesen hinter mir her, verfolgte mich über Hecken und Gräben. So erfreulich das monatliche Vierpennystück war – ich bezahlte es mit diesen schauerlichen Gesichtern reichlich teuer.

Während das Phantom des einbeinigen Seemanns mich nun wahrlich in Schrecken versetzte, hatte ich vor dem Kapitän selbst viel weniger Angst als die meisten, die ihn bei uns kennen lernten. An manchen Abenden trank er erheblich mehr Grog, als er vertrug; der Rum stieg ihm zu Kopfe. Dann saß er da und sang

seine alten, wilden, bösen Seemannsweisen, meist, ohne sich um die anderen Gäste zu kümmern. Gelegentlich jedoch bestellte er Lokalrunden; dafür mussten die verschüchtert bebenden Anwesenden aber auch sämtlich seinen Geschichten lauschen und seine Lieder im Refrain mitgrölen. Immer wieder erzitterte das ganze Haus unter dem »Jo-ho-ho, und 'ne Buddel voll Rum«; kein Wunder: alle Nachbarn stimmten ein; Todesangst im Gesicht, schmetterten sie los ums liebe Leben, einer lauter als der andere – man wollte ja nicht unangenehm auffallen. Denn in solchem Zustand war der Kapitän der ungemütlichste Patron, der sich denken lässt. Er schlug mit der Hand auf den Tisch – und alle hatten zu schweigen. Unterbrach man ihn durch Fragen, bekam er einen Wutanfall, was freilich auch passieren konnte, wenn keine gestellt wurden, denn dann vermutete er, die Gesellschaft habe nicht richtig zugehört. Außerdem durfte ihm keiner der Gäste die Schenke verlassen, bevor er, endlich müde getrunken, ins Bett wankte.

Am meisten ängstigten die Leute seine Geschichten. Fürchterliche Geschichten waren das, von grausigen Todesarten, vom Hängen etwa oder vom Über-die-Planke-Springen, von Stürmen auf dem Meer, von den Dry Tortugas und von wilden Wagnissen an verschiedenen Orten in der Karibischen See. Wenn das alles stimmte, was er da so erzählte, hatte er sein Leben unter den übelsten Burschen zugebracht, die Gott je auf seinen Meeren segeln ließ. Und dann die Sprache, in der er seine Geschichten darbot! Sie verstörte unsere einfachen Landleute fast ebenso wie die Verbrechen, die er berichtete. Mein Vater meinte, der Kapitän würde uns noch ruinieren. Auf die Dauer gehe doch kein Gast in eine Schenke, wo er sich erst stundenlang tyrannisieren und nie-

derbrüllen lassen müsse, bis er sich schließlich zitternd zu Bett scheren dürfe. Ich hingegen glaubte wahrhaftig, dass der Alte unser Geschäft eher beflügelte. Sicher, während er tobte, hatten sie Angst; aber wenn sie sich in seiner Abwesenheit über ihn und sein Gebaren unterhielten, fanden sie doch irgendwie Geschmack daran. Es brachte eine erfreuliche Abwechslung in ihr ruhiges Landleben. Ein paar Jüngere gaben sogar an, ihn zu bewundern. Der sei noch »'n richtiger Seebär«, »'ne echte alte Teerjacke«, lobten sie ihn etwa und behaupteten, Männern seines Schlages habe England zu verdanken, dass es zur See so gefürchtet sei.

In einer anderen Hinsicht allerdings drohte er uns tatsächlich zu ruinieren. Er blieb erst Woche um Woche, dann Monat um Monat, ohne Kost- und Logiergeld zu entrichten; die paar Goldstücke, die er bei seiner Ankunft hingeworfen hatte, waren längst aufgebraucht. Mein Vater brachte es jedoch nie über sich, energisch weitere Zahlungen zu verlangen. Wenn er das Thema auch nur behutsam anschnitt, schnaubte der Kapitän noch lauter als üblich durch die Nase – oder sagen wir getrost: er brüllte – und starrte den Mahnenden buchstäblich aus dem Zimmer. Wie oft habe ich meinen armen Vater nach einer solchen Abfuhr die Hände ringen sehen. Der Ärger und die Angst, die er damals durchleben musste, haben, da bin ich sicher, sein frühes und unglückliches Ende wesentlich beschleunigt.

Während er bei uns wohnte, trug der Kapitän stets dieselben Sachen. Nie schaffte er sich neue an; nur einmal kaufte er von einem Hausierer ein paar Strümpfe. Als sich irgendwann die Vorderkrempe seines Dreispitzes aus ihrer Befestigung löste, ließ er sie einfach hängen, obwohl ihm das herunterlappende Stoff-

stück, wenn scharfer Wind ging, doch sehr lästig sein musste. Auch seinen Rock werde ich nie vergessen. Den flickte er selbst, oben in seiner Kammer, und zwar ziemlich oft, bis das gute Stück schließlich nur noch aus Flicken bestand. Nie schrieb er einen Brief, nie bekam er einen, und nie sprach er mit irgendwem, außer mit unseren Nachbarn, und auch mit denen fast nur, wenn hinreichend Rum ihn beschwingte. Seine große Seemannskiste hat während der ganzen Zeit keiner von uns je offen gesehen.

Nur ein einziges Mal geriet er mit seiner Toberei an den Fal-schen, und zwar kurz bevor sein Aufenthalt bei uns endete. Mein armer Vater lag gerade im Bett; die zehrende Krankheit, die ihn schließlich dahinraffen sollte, setzte ihm schon sehr zu. Es war später Nachmittag; Doktor Livesey, unser Hausarzt, schaute gerade vorbei und besuchte den Patienten. Er ließ sich von meiner Mutter einen kleinen Imbiss reichen, dann ging er in die Schankstube, um eine Pfeife zu rauchen, bis sein Pferd eintraf; es musste aus dem Dorf geholt werden, denn der alte *Benbow* besaß keine Stallung. Ich folgte dem Doktor in den Raum. Seine Erscheinung – ich sehe es heute noch vor mir – stach frappant gegen die der übrigen Gäste ab: hier der blitzsauber gekleidete Arzt mit seiner schneeweiß gepuderten Perücke, seinen leuchtenden schwarzen Augen und seinen gepflegten Manieren, dort die schlichten Landleute, ungeschlachtet und lärmig. Den schroffsten Kontrast aber bildete selbstverständlich unser Hauspirat, der wieder einmal eifrig dem Rum gefrönt hatte. Schon beträchtlich im DuseL, saß er an seinem Tisch, beide Arme aufgelümmelt. Schmierig, plump und stumpfäugig, wirkte er verglichen mit dem Doktor wie eine wahre Vogelscheuche. Plötzlich ließ er – der Kapitän, meine ich – sein unvermeidliches Lied erschallen:

»Fünfzehn Mann auf dem Totenschrein –
Jo-ho-ho, und 'ne Buddel voll Rum;
Sauft nur, der Teufel wird mit euch sein –
Jo-ho-ho, und 'ne Buddel voll Rum.«

Ursprünglich hatte ich vermutet, der »Totenschrein« sei schlicht und einfach die große Truhe oben im Vorderzimmer. Dementsprechend erschien er auch in meinen Träumen von dem einbeinigen Seemann. Inzwischen aber machten wir uns längst keine Gedanken mehr um das Lied, ja, wir schenkten ihm kaum noch Beachtung. Doktor Livesey freilich hörte es an jenem Abend zum ersten Mal, und es machte auf ihn offenbar keinen sehr guten Eindruck, denn er blickte einen Moment höchst ärgerlich zu dem Sänger hinüber, bevor er in seinem Gespräch mit dem alten Gärtner Taylor fortfuhr, den er über neue Methoden der Rheumabehandlung unterrichtete. Inzwischen kam der Kapitän beim Klang der eigenen Musik zusehends in Stimmung und in Fahrt; schließlich schlug er, getreu seiner Gewohnheit, mit der Hand auf den Tisch, was, wie wir alle wussten, heißen sollte: Ruhe jetzt! Alles verstummte augenblicklich, nur einer nicht. Doktor Livesey redete einfach weiter wie zuvor, laut und freundlich, wobei er nach jedem Satz oder doch jedem zweiten einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife nahm. Der Kapitän glotzte ihn eine Weile an, schlug erneut die Hand auf den Tisch, glotzte wieder, nur wütender, bis er schließlich in einen grauenhaft ordinären Fluch ausbrach und brüllte:

»Ruhe an Deck da hinten!«

»Meint Ihr etwa mich, Sir?«, fragte der Doktor. Der Rüpel fluchte erneut und antwortete: ja natürlich, wen denn sonst.

»Dann habe ich Euch nur das eine zu sagen«, erwiderte der Doktor: »Wenn Ihr mit dem Rum so weitermacht, gibt es bald einen dreckigen Erzhalunken weniger auf der Welt!«

Die Wut des alten Kerls war fürchterlich. Er sprang auf, zog ein Klappmesser, wie Seeleute es tragen, holte die Klinge hervor, rollte die geöffnete Waffe in der Hand hin und her und drohte, den Doktor an die Wand zu speißen.

Doktor Livesey machte keinerlei Bewegung. Wie schon zuvor sprach er über die Schulter mit dem Kapitän, und im gleichen Ton. Zwar hob er die Stimme etwas an, so dass alle im Raum ihn hörten, aber sie klang vollkommen ruhig und fest, als er entgegnete:

»Wenn Ihr das Messer nicht augenblicklich wegsteckt, dann werdet Ihr – auf meine Ehre – beim nächsten Gerichtstermin hängen.«

Eine Weile lieferten sich die beiden noch ein Blickgefecht, aber es dauerte nicht lange, und der Kapitän strich die Segel, steckte sein Messer in die Tasche und setzte sich, knurrend wie ein geprügelter Hund, wieder auf seinen Stuhl.

»Ach, noch eins, Sir«, fuhr der Doktor fort. »Da ich nun weiß, dass sich in meinem Bezirk solch ein Bursche befindet, werde ich künftig genau verfolgen, was Ihr tut, und zwar Tag und Nacht. Ich bin nicht nur Arzt, sondern auch Amtsperson. Sollte mir die leiseste Klage über Euch zu Ohren gelangen – und sei es nur wegen einer Flegelei wie heute abend –, dann, verlasst Euch darauf, treffe ich Maßnahmen, dass Ihr hier wegkommt. So, ich hoffe, das war deutlich genug.«

Kurze Zeit später traf Doktor Liveseys Pferd vor dem Gasthof ein, und er ritt davon. Der Kapitän aber verhielt sich an diesem Abend friedlich – und auch an vielen Abenden danach.

Kapitel 2

Der Schwarze Hund taucht auf und verschwindet wieder

Kurz danach begab sich das erste jener rätselhaften Ereignisse, die uns schließlich von dem Kapitän befreiten, nicht jedoch, wie sich bald zeigen sollte, von seinen Angelegenheiten. Ein bitterkalter Winter brach herein mit langen, harten Frostwochen und schweren Stürmen, und es war schon absehbar, dass für meinen armen Vater wenig Hoffnung bestand, den Frühling zu erleben. Er wurde täglich schwächer, und meine Mutter und ich mussten den gesamten Wirtshausbetrieb allein besorgen. Dies bedeutete so viel Arbeit, dass unser unliebsamer Gast in unserer Aufmerksamkeit nicht mehr an erster Stelle stand.

Es geschah an einem Januarmorgen in der Frühe, an einem schneidend kalten Tag. Grau hing die Bucht voll Rauhreif; eine schwache Brandung klatschte matt gegen die Steine; die Sonne stand noch tief, lugte gerade über die Spitzen der Berge und leuchtete weit aufs Meer hinaus. Der Kapitän war zeitiger als gewöhnlich zum Strand hinabgewandert, das Messingfernrohr unterm Arm, den Hut im Genick, und unter den breiten Schößen seines alten blauen Rocks baumelte das Entermesser. In langen Schritten strebte er dem Ufer zu, und sein Atemdunst, ich erinnere mich genau, zog wie eine Rauchfahne hinter ihm her. Schon bog er um den großen Felsen. Das letzte, was ich von ihm hörte, war ein lautes Schnauben der Entrüstung. Seine Gedanken kreisten wohl immer noch um Doktor Livesey.

Während nun meine Mutter noch oben bei Vater war, deckte ich schon einmal den Tisch für den Kapitän, der stets erst nach seinem morgendlichen Gang zu frühstücken pflegte. Plötzlich öffne-

te sich die Tür der Gaststube, und ein Mann trat herein, den ich in der Gegend noch nie gesehen hatte: ein käsebleicher Kerl, dem an der linken Hand zwei Finger fehlten. Er trug zwar ein Entermesser, machte insgesamt aber keinen sehr kampfeslustigen Eindruck. Auf Seeleute hatte ich ja nun schon geraume Zeit stets ein wachsameres Auge, auf ein- wie auf zweibeinige, aber aus diesem, so meine Erinnerung, wurde ich zunächst nicht recht schlau. Er wirkte nicht seemännisch, und trotzdem, irgendwie roch er nach Meer.

Ich fragte ihn, was er wünsche, und er bestellte ein Glas Rum. Als ich aber hinausgehen wollte, um es zu holen, setzte er sich auf einen Tisch und winkte mich heran. Ich blieb stehen, wo ich war, das Serviertuch überm Arm.

»Komm mal her, Jungchen«, sagte er; »komm mal'n bisschen näher.«

Ich trat einen Schritt auf ihn zu.

»Ist das der Tisch für meinen lieben Freund Bill?«, fragte er mit leicht boshafem Grinsen.

Ich erwiderte, dass ich seinen lieben Freund Bill nicht kenne; und das Gedeck sei für einen Gast, der in unserem Haus wohnt, und zu dem wir »Käpt'n« sagten.

»Aha!«, entgegnete der Fremde. »Käpt'n lässt er sich titulieren? Das passt zu ihm; ganz seine Art. Er hat übrigens 'ne Narbe auf einer Backe und ausgesprochen gepflegte Umgangsformen, mein lieber Freund Bill, besonders, wenn er blau ist. So, nun nehmen wir mal an – nur, damit wir hier weiterkommen –, euer Käpt'n hat auch 'ne Narbe auf einer Backe; und nehmen wir weiter an, die Backe, wo er die hat, ist – sagen wir mal – die rechte. Aha – wusst ich's doch! Also: ist mein lieber Freund Bill grad daheim?«

Nein, er sei gerade draußen unterwegs, beschied ich ihn.

»Und wo lang, Jungchen? Wo lang ist er marschiert?«

Ich wies zu dem Felsen hin. Der Kapitän, berichtete ich, nehme meist den und den Weg und komme gewöhnlich um die und die Zeit wieder zurück. Der Besucher hatte noch mehr Fragen, und ich antwortete. »Ach«, rief er schließlich, »was wird mein lieber Freund Bill sich freuen; wie über einen guten Schnaps!«

Nach allem, was ich vom Kapitän wusste, hielt ich das für eine eher irrige Vermutung – wenn der Fremde sie denn überhaupt ernst meinte. Der Art, wie er dreinschaute, als er die Worte sprach, ließ jedenfalls kaum den Schluss zu, dass er wirklich Angenehmes im Schilde führte. Aber dies war ja nun nicht meine Sache – glaubte ich; außerdem fiel mir nichts ein, das ich hätte unternehmen können. Der Fremde stellte sich einstweilen dicht hinter die Wirtshaustür und spähte um die Ecke wie die Katze nach der Maus. Einmal wollte ich kurz auf die Straße, um selber Ausschau zu halten, aber da rief er mich sofort zurück. Als ich für seinen Geschmack nicht schnell genug parierte, nahm sein schwammiges Gesicht wahrhaft grässliche Züge an, und er kommandierte mich mit einem Fluch herein, der mich zusammenzucken ließ. Kaum war ich drinnen, gab er sich wieder wie zuvor – halb schmeichlerisch, halb spöttisch –, patschte mir auf die Schulter, sagte, ich sei ein guter Junge, so richtig sympathisch. »Ich hab ja selbst 'nen Sohn«, erzählte er. »Sieht dir übrigens kolossal ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Bin auch mächtig stolz auf ihn. Doch bei aller Liebe, eins brauchen Jungen unbedingt: Disziplin, Jungchen, Disziplin. Wenn du mit Bill gesegelt wärst, dann hättest du die schon gelernt, glaub's mir. Das geht doch nicht, dass man einem was zweimal befehlen muss! Solche Sachen gab's nicht bei Bill und auch nicht bei denen, die mit ihm

gefahren sind. Aber Moment, da kommt er ja! Natürlich, das ist er, mein lieber Freund Bill, mit 'nem Fernglas unterm Arm. Der gute alte Knabe. Nee, bin ich froh! Jetzt komm, Jungchen, wir beide, du und ich, wir gehen mal flott wieder in die Schankstube, Jungchen, und da bereiten wir dem Bill 'ne kleine Überraschung. Der gute alte Knabe, nee, bin ich froh, also wirklich!«

Noch während er dies sagte, drückte sich der Fremde rückwärts in die Schankstube. Ich musste ihm folgen und mich hinter ihn in die Ecke stellen, so dass uns beide nun die offene Tür verdeckte. Mir war, man kann sich's denken, äußerst unbehaglich und beklommen zumute, und meine Angst wurde nicht eben geringer, als ich merkte, dass auch der Fremde deutliche Anzeichen von Furcht zeigte. Er rückte den Griff seines Entermessers zurecht und lockerte die Klinge in der Scheide, und die ganze Zeit, während wir da warteten, schluckte er immerzu; er hatte wohl, wie man früher sagte, einen Kloß im Hals.

Endlich kam der Kapitän hereingeschritten, knallte die Tür hinter sich ins Schloss und marschierte, ohne nach rechts oder links zu schauen, quer durch den Raum geradewegs dorthin, wo ihn sein Frühstück erwartete.

»Bill!«, rief der Fremde mit einer Stimme, die sich, wie mir schien, alle Mühe gab, fest und unerschrocken zu klingen.

In einem Ruck drehte sich der Kapitän zu uns um. Alles Braun war aus seinem Gesicht gewichen, das nun bläulich anlief bis in die Nase. Man hätte meinen können, er habe eben einen Geist gesehen, oder den Leibhaftigen, oder etwas noch Schlimmeres, falls es das gibt. Auf mein Wort, er tat mir leid, denn er bot ein Bild des Jammers; von einem Augenblick zum nächsten war er nur noch ein alter, kranker Mann.

»Komm, Bill, du kennst mich schon. Wirst doch 'nen alten Schiffskameraden wieder erkennen, aber ganz bestimmt!«, sagte der Fremde.

Der Kapitän schien nach Luft zu ringen.

»Der Schwarze Hund!«, keuchte er.

»Klar, wer sonst?«, gab der andere zurück, nun etwas sicherer. »Der Schwarze Hund, wie er leibt und lebt, besucht seinen alten Schiffskameraden Billy, hier im Gasthaus *Zum Admiral Benbow*. Ach Bill, Bill, was haben wir nicht alles erlebt, wir zwei, seit mir die beiden Klauen verloren gegangen sind.« Und er hielt seine verstümmelte Hand hoch.

»Schön«, sagte der Kapitän, »du hast mich aufgestöbert. Da bin ich. Also, leg los: was willst du?«

»Ganz der alte Bill«, erwiderte der Schwarze Hund; »immer gleich zum Punkt. Und recht hast du. Der fabelhafte Knabe hier, den ich so ins Herz geschlossen habe, wird mir ein Glas Rum bringen, und dann setzen wir uns hin, nicht wahr, und reden mal offen miteinander, wie's sich für alte Schiffskameraden gehört.«

Als ich den Rum hereintrug, saßen die beiden schon einander gegenüber am Frühstückstisch des Kapitäns. Der Schwarze Hund hatte sich mit dem Rücken zur Tür gesetzt und seinen Stuhl ein Stück vom Tisch weggedreht, was ich mir dahingehend erklärte, dass er so einerseits seinen alten Schiffskameraden, andererseits aber auch seinen möglichen Fluchtweg besser im Blick behalten konnte.

Er schickte mich hinaus; die Tür aber sollte weit offen bleiben. »Hat sich was mit Schlüsselloch, Jungchen«, sagte er. Ich ließ sie allein und zog mich ins Tresenzimmer zurück.

Obwohl ich nach besten Kräften lauschte, hörte ich eine gan-

ze Weile nur leises, undeutliches Gemurmel. Schließlich aber wurden die Stimmen lauter, und ich konnte ein paar Worte des Kapitäns aufschnappen – überwiegend Flüche.

»Nein, nein, nein, nein, und fertig!«, schrie er einmal, und etwas später: »Wenn's ans Baumeln geht, dann baumeln alle, merk dir das!«

Dann plötzlich ein entsetzliches Getöse, eine wahre Explosion aus Flüchen und anderem Lärm: Tisch und Stühle polterten gegeneinander und fielen krachend zu Boden, Stahl klirrte, ein Schmerzensschrei gellte; im nächsten Augenblick sah ich den Schwarzen Hund in wilder Flucht, dicht verfolgt vom Kapitän. Beide hatten die Entermesser gezogen; dem Schwarzen Hund lief das Blut von der linken Schulter. Jetzt erreichten sie die Tür. Kaum im Freien, holte der Kapitän noch einmal zu einem letzten fürchterlichen Hieb aus, der den Flüchtenden sicher bis zum Rückgrat gespalten hätte, wäre die Wucht nicht vom großen Wirtshausschild des *Admiral Benbow* aufgefangen worden. Die Kerbe ist heute noch an der Unterseite des Schildes zu sehen.

Der Schlag beendete das Gefecht. Einmal auf der Straße, gab der Schwarze Hund trotz seiner Verwundung mit erstaunlicher Behendigkeit Fersengeld: kaum eine halbe Minute, und er war hinter dem Kamm des Hügels verschwunden. Der Kapitän seinerseits stand unbeweglich vor dem Eingang und starrte das Schild an, verwirrt, als begriffe er nicht, wie das hatte passieren können. Dann fuhr er sich mehrmals mit der Hand über die Augen und kehrte schließlich ins Haus zurück.

»Jim«, sagte er, »Rum.« Dabei taumelte er leicht und musste sich an der Wand abstützen.

»Seid Ihr verletzt?«, rief ich.

»Rum!«, wiederholte er. »Ich muss hier weg. Rum! Rum!«

Ich rannte, welchen zu holen. Aber die Aufregung machte mich fahrig, so dass ich ein Glas zerbrach und den Zapfhahn überdrehte. Und während ich noch dergestalt mit meiner eigenen Ungeschicklichkeit kämpfte, hörte ich in der Gaststube einen lauten Fall. Rasch lief ich hinüber und sah, was geschehen war: der Kapitän lag der Länge nach am Boden. Im selben Augenblick kam meine Mutter die Treppe hinuntergestürzt; alarmiert durch das Geschrei und das Kampfgetöse, wollte sie schauen, ob ich Hilfe bräuchte. Wir knieten neben dem Kapitän nieder und hoben ihm den Kopf an. Er atmete sehr laut und schwer, aber die Augen waren geschlossen, und sein Gesicht hatte sich grässlich verfärbt.

»O Gott, o Gott«, rief meine Mutter, »so eine Schande für unser Haus! Und dein armer Vater liegt oben krank!«

Wir hatten keine Ahnung, wie wir dem Kapitän helfen sollten. In unseren Gedanken kamen wir nicht weiter als bis zu der Annahme, dass er sich bei dem Handgemenge mit dem Fremden wohl einen tödlichen Stich zugezogen hatte. Nun stand ja der Rum neben mir, den ich natürlich einzusetzen versuchte. Ich mühte mich, ihm etwas davon in den Hals zu gießen. Aber seine Zähne waren dicht geschlossen und die Kinnbacken hart wie Eisen. Erleichtert und froh atmeten wir auf, als sich die Tür öffnete und Doktor Livesey hereintrat, der meinen Vater besuchen wollte.

»O Doktor«, riefen wir, »was machen wir nur? Wo sitzt denn die Wunde?«

»Wunde? Von wegen«, versetzte der Doktor. »Der Mann ist nicht mehr verwundet als Ihr oder ich. Einen Schlaganfall hat er, wie ich es ihm ja vorhergesagt hatte. So, Mrs. Hawkins, Ihr geht jetzt hoch zu Eurem Gatten und erzählt ihm möglichst nichts

von alledem hier. Ich muss nun wohl mein Bestes tun, dem Kerl sein dreifach wertloses Leben zu retten. Und du, Jim, bist so nett und holst mir eine Schüssel.«

Als ich mit dem Verlangten zurückkam, hatte der Doktor dem Kapitän bereits den Ärmel aufgeschlitzt und ihm den starken, sehnigen Arm entblößt. Er trug an mehreren Stellen Tätowierungen, darunter Schriftzüge wie »Auf glückliche Zeiten«, »Guten Wind« oder »Billy Bones sein Schätzchen«, alles sehr sauber und leserlich eingeritzt; oben an der Schulter eine bildliche Darstellung: ein Galgen, von dem ein Mann herunterhing – nicht ohne Talent ausgeführt, wie ich fand.

»Welch treffende Vorahnung«, meinte der Doktor, mit dem Finger auf die Zeichnung tippend. »Und nun, Meister Billy Bones, falls Ihr so heißt, wollen wir uns mal die Farbe Eures Blutes betrachten. Oder wird dir schlecht, wenn du Blut siehst, Jim?«

»Nein, Sir«, antwortete ich.

»Schön«, sagte der Doktor, »dann halt mal die Schüssel.« Er nahm eine Lanzette und öffnete eine Ader.

Er musste ziemlich viel Blut ablassen, ehe der Kapitän endlich die Augen aufschlug und benebelt um sich schaute. Zuerst erkannte er den Arzt, und seine Miene verfinsterte sich unmissverständlich; dann erblickte er mich, und er schien erleichtert. Plötzlich aber schlug seine Gesichtsfarbe wieder um; er versuchte sich aufzurichten und schrie:

»Wo ist der Schwarze Hund?«

»Hier gibt's keinen Schwarzen Hund«, erwiderte der Doktor. »Hier gibt's nur den Hund, auf den Ihr gekommen seid; der allerdings kann einen schon schwarz sehen lassen. Ihr habt Rum getrunken, und dann hattet Ihr einen Schlaganfall, wie Euch von